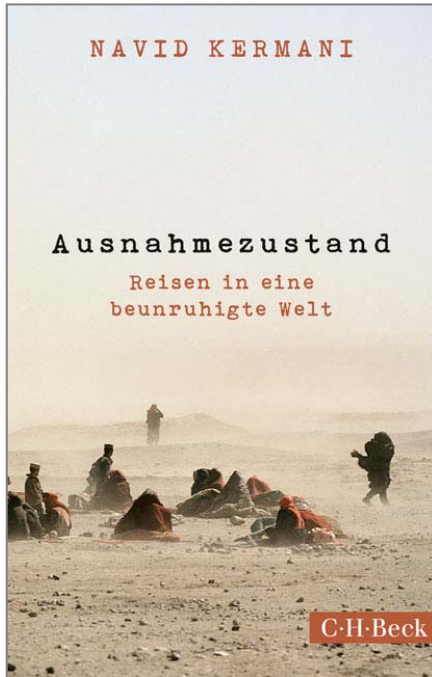


Unverkäufliche Leseprobe



Navid Kermani
Ausnahmezustand
Reisen in eine beunruhigte Welt

301 Seiten mit 11 Karten. Broschiert
ISBN: 978-3-406-68292-6

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/14915359>

Mitte und Rand

In der Mitte der Stadt und den wohlhabenden Vierteln ist der Krieg nur zu hören, im Abstand einer ganzen oder halben Stunde, manchmal alle zehn Minuten, tagsüber seltener als nachts, eine einzelne Mörsergranate oder nicht aufgehörende Salven. Die Menschen heben nicht einmal mehr den Kopf, gehen durch die neuen Shopping-Malls und den viel größeren Basar, stehen an den Ladentheken oder im Stau, sitzen in den Cafés und Restaurants, fahren mit der Arbeit fort oder ihrem Gespräch. Die Granaten werden vom Qasioun-Berg abgefeuert, zu dessen Füßen sich die Stadt bis weit in die Wüste erstreckt, ein beliebtes Ausflugsziel eigentlich, besonders im Sommer, weil die Luft dort oben ein, zwei Grad kühler und auch sauberer ist. Aber Ausflüge macht ohnehin niemand mehr in Damaskus. Freitags, wenn die Läden und Büros geschlossen, die Wege also nicht mehr notwendig sind, leeren sich die Straßen und Bürgersteige und wirkt die Stadt schon gar nachts wie verlassen. An den übrigen Tagen hingegen ist der erste Eindruck eine schon schwindelerregende Normalität. Längst hat man sich an die Checkpoints gewöhnt, die allerorten den Verkehr unterbrechen, längst auch an die Vertriebenen, die unter Brücken und in Parkanlagen campieren, weil sie keine Verwandten in der Mitte der Stadt und den wohlhabenden Vierteln haben. Fragt sich denn niemand, wo die Granaten einschlagen?

Doch, alle scheinen sich das zu fragen, jedenfalls alle, die ich darauf anspreche, und viele haben auch Antworten, ganz konkrete Beschreibungen des Krieges, weil sie an den Rändern und in den ärmeren Vierteln der Stadt wohnen, aber nun nicht mehr nach Feierabend in ihre Häuser zurückkehren können oder nur, um ihr Eigentum zu bergen, sofern es nicht geplündert worden ist. Das ist neben dem Schein von Normalität das zweite, was mich an der Stadt überrascht: Die Menschen sprechen, sprechen für oder gegen

den Staat, sprechen über die Rebellen mit Angst oder mit Hoffnung – sie sprechen. Wer Syrien kannte, wie es vor dem Aufstand war, der wird sich an die Unmöglichkeit erinnern, unter Fremden oder im öffentlichen Raum über Politik zu diskutieren. Jetzt passiert es mir in beinahe jedem Taxi, daß der Fahrer von Freiheit und Demokratie redet, ja, manche wollen mich gar nicht mehr aussteigen lassen, wenn sie erfahren, daß ich im Ausland über Syrien berichte, fahren hier noch einen Bogen und dort eine Runde, um mir ihre Sicht der Lage zu erklären, ihre Not, ihre Wut, ihre Vorstellung, was aus dem Land werden soll.

Wo schlugen die Granaten ein? frage ich also gleich am ersten Tag einen jungen Schuster, der seine Familie bei Verwandten in der Altstadt untergebracht hat und sich sofort mit mir verabredet, um mich in seinen Stadtteil Midan mitzunehmen, wo die Reichen auch schon vor dem Krieg nicht hinfuhren. Im Minibus mahnt mich der Schuster zu schweigen, damit ich nicht als Ausländer auffalle, und weist wortlos auf die zerstörten Gebäude, die Moscheen vor allem, ausgebrannte Tankstellen, die Spuren der Panzer auf dem Beton. Je ärmlicher die Häuserreihen wirken, desto mehr Einschußlöcher haben sie. Anders als in Ägypten oder Tunesien, wo die Revolution in den Zentren der Großstädte stattfand, gingen die syrischen Proteste von den ländlichen Regionen sowie den Rändern und ärmeren Vierteln der Städte aus, wo die liberalen Wirtschaftsreformen unter Baschar al-Assad nicht nur das Elend verschärften; denn gleichzeitig sahen die Menschen den plötzlichen, für das einst sozialistische Syrien ungewohnt auffälligen Reichtum einiger weniger, die westlichen Limousinen und SUVs, die neuen Boutiquen und schicken Restaurants, die leuchtenden Werbetafeln allerorten. Die Tafeln, die an den Ausfallstraßen für Internetverbindungen oder Kücheneinrichtungen werben, stehen immer noch auf den haushohen Pfeilern aus Eisen, nur scheint es niemanden mehr zu geben, der sie austauscht oder die Glasscheiben reinigt. Der Schuster fordert mich mit einem Blick auf, auszusteigen, und nimmt mich in eine staubige Gasse mit, wo die Nachbarn auf dem Bürgersteig Backgammon spielen. Wir treten in eines der vierstöckigen

Häuser, die nicht nur außen unverputzt sind, im Flur kommen uns mehrere Katzen entgegen, steigen die Treppen, vor jeder Wohnungstür staubüberzogene Schuhe, und gelangen aufs Dach, das im Sommer gleichzeitig Bettenlager und Rumpelkammer ist:

– Siehst du den Krieg? fragt der Schuster.

Ja, ich sehe vier schwarze Rauchsäulen in die Luft steigen, keine fünfhundert Meter entfernt, schätze ich, und höre die Schüsse der Sturmgewehre.

Der Verlauf ist immer der gleiche: Die Rebellen beziehen Stellung in einem Stadtteil, in dem sie auf die Unterstützung der Bevölkerung zählen können – nicht nur in Damaskus sind es die ärmeren, überwiegend von Sunniten bewohnten Vororte und Viertel. Dann rückt die Artillerie an, die inzwischen auch von Luftangriffen und Raketen flankiert wird, um die Menschen zu «befreien», wie es im Staatsfernsehen jedesmal heißt.

– Aber der Staat lügt! beteuert der Schuster und zeigt wieder auf die Rauchschwaden: Niemals werde irgendwer vorgewarnt, die Bewohner flöhen erst, wenn schon die Dächer über ihren Köpfen einstürzten: Sprich mit den Menschen, wenn du in Syrien bist! Jeder einzelne hier wird dir tausend Wahrheiten sagen.

Zurück auf dem Bürgersteig, setzen wir uns zu den Männern, die in ihren traditionellen Dschellabas Backgammon spielen. Daß sie, daß alle Menschen oder jedenfalls alle Sunniten im Viertel auf die Revolution hoffen, scheint so selbstverständlich zu sein, daß eigens auf den Nachbarn hingewiesen wird, der den Staat noch unterstützt. Jeder einzelne berichtet von Greueln der Sicherheitskräfte, Hinrichtungen auf offener Straße, die er mit eigenen Augen gesehen habe, Folterungen, Bombenangriffen. Dabei erfahre ich auch von dem Lebensmittelhändler an der Ecke, der vor ein paar Tagen erst verhaftet worden sei.

– Haben Sie denn keine Angst? frage ich.

– Das syrische Volk hat starke Herzen, antworten sie.

Ja, das hat es, denke ich und wundere mich bei diesem wie bei so vielen anderen Gesprächen, die ich in dieser Woche führe, daß ich eines nicht wahrnehme: Haß.

Diese Menschen, durchweg sogenannte einfache Leute, viele Männer mit Bart, ihre Frauen alle mit Kopftuch, haben neun Monate friedlich demonstriert, sind niedergeknüppelt, beschossen und schließlich in einen Krieg hineingezogen worden, der gerade in diesem Moment keine fünfhundert Meter entfernt tobt. Sie haben die Bilder der Massaker gesehen, zuletzt im Damaszener Vorort Darayya, nur ein paar Kilometer entfernt, mutmaßlich vierhundert Tote, viele Frauen und Kinder darunter, vierhundert Sunniten, muß man auch sagen, weil sich der Terror gezielt gegen die Mehrheitsbevölkerung richtet. Und doch sprechen sie nicht von Vergeltung, sondern schwärmen von ihrer Stadt als der ältesten der Welt, die niemals einer einzelnen Volksgruppe oder Religion gehört habe, sympathisieren zwar mit den Rebellen, aber kritisieren deren Strategie des Häuserkampfes, schimpfen auf die Golfstaaten, die innerhalb des militärischen Widerstands ausschließlich die radikalen Gruppen unterstützten, und betonen, daß sich ihr Zorn gegen das Herrscherhaus richte, nicht gegen die Alawiten als solche. Ist das glaubwürdig, wenn die Elite des Staates wie des Militärs fast ausschließlich aus Alawiten besteht und für die Massaker gezielt alawitische Milizen eingesetzt werden, wie die Männer doch ebenfalls erwähnen? Sie wollten nicht ausschließen, sagen sie, daß es hier und dort zu Racheakten kommen werde, und fangen wieder an, auf die Golfstaaten und die Salafiten zu schimpfen. Aber das syrische Volk sei klug genug, zu wissen, daß die Regierung einen Konfessionskrieg anzettete, um die Opposition als Gotteskrieger zu denunzieren. Der Mann, der als einziger in der Straße das System noch unterstütze, sei schließlich ebenfalls Alawit und spiele dennoch mit ihnen Backgammon. Vielleicht das syrische Volk, aber nicht der Schuster und seine brettspielenden Nachbarn, ich glaub's, werden der Regierung den Gefallen tun, sich an einem Heiligen Krieg zu beteiligen.

Ich erzähle nur von dieser einen, zufällig ersten Bekanntschaft so ausführlich, dabei wiederholt sich das Muster und könnte ich von den meisten Begegnungen sehr ähnlich berichten: Gefragt, wo ich herkomme, stelle ich mich als ausländischen Berichterstatter vor, und schon sind wir mitten im Gespräch oder werde ich mitgenom-

men in jene Gegenden der Stadt, von deren Besuch das Informationsministerium wohl nicht nur aus Gründen der Sicherheit abrät. Ich bin selbst überrascht, daß ich mich so frei bewegen darf. Mit einem Journalistenvisum eingereist, übergebe ich am ersten Vormittag meine Liste mit Politikern, die ich interviewen möchte – das war's. Vielleicht werde ich beschattet, vielleicht wird mein Telefon abgehört, doch eher vermute ich, daß die Sicherheitskräfte derzeit andere Sorgen haben. Auch die Künstler und Intellektuellen, die sich mit der Anzahl ihrer Gefängnisjahre vorstellen, und die Oppositionellen, deren Versammlungen man daran erkennt, daß ihre abgeschalteten Handys auf dem Sofa im Vorzimmer liegen, auch sie bestätigen, daß sie kaum noch behelligt werden, seit die friedlichen Massenproteste in einen bewaffneten Aufstand umschlugen. Der Staat konzentrierte sich auf den militärischen Kampf, ich dürfe sie ruhig mit Namen zitieren.

Künstler der Revolution

Mouneer al-Sharaani sagt, daß ihm derzeit alle Kalligraphien zu politischen Aussagen gerieten, es sei wie verhext. Obwohl der Aufstand schon so lange dauere, achtzehn Monate schon, fühle er sich immer noch wie im Ausnahmezustand und könne an wenig anderes mehr denken. Al-Sharaani, ein leise sprechender, sehr höflicher Herr mit weißem Bart, der die Leidenschaft seiner Worte nicht in Gesten und Ausdrücke überträgt, empfängt mich in seinem Atelier, in dem vor allem ältere, das heißt in Syrien inzwischen: vorrevolutionäre Arbeiten ausgestellt sind, extrem formalisierte, manchmal geradezu abstrakt anmutende Schriftzüge, die gleichwohl auf der genauen Beherrschung der kalligraphischen Formensprache beruhen. Er gehört zu den bekanntesten Kalligraphen der islamischen Welt, seine großflächigen Schriftzüge werden auf Auktionen in London oder Dubai zu Höchstpreisen gehandelt. Und doch ist ihm heute mehr daran gelegen, auf seinem Laptop die kleinen Spruchtafeln und Logos zu zeigen, die er für die Demonstranten entworfen

hat: «Nein zur Angst», «Nein zur Armut» oder auch «Nein zum Schweigen».

Daß ein Teil der Bewegung schließlich zu den Waffen gegriffen habe, sei angesichts der Gewalt des Staates unvermeidlich und dennoch ein... – al-Shaarani zögert, weil er das Wort «Fehler» vermeiden möchte – ...nicht richtig gewesen, weil die Regierung genau das herbeiführen wollte, um die Revolutionäre zu Terroristen zu erklären und noch härter zuzuschlagen. Die friedlichen Massendemonstrationen, die der Regierung mehr zugesetzt hätten, seien seitdem nicht mehr möglich, nur noch dezentrale, kurzfristig angesetzte und also kleinere Protestversammlungen, deren Bilder kaum noch in die internationalen Nachrichtensendungen gelangten. Ein Fehler sei es gewesen, jetzt benutzt al-Sharaani das Wort doch, daß die Waffen nicht wie anfangs zur Verteidigung, sondern zunehmend auch offensiv eingesetzt würden. Die Freie Armee sei kaum in der Lage, die Viertel und Städte, die sie besetze, tatsächlich zu halten, wenn die Regierungstruppen ohne Rücksicht auf die Zivilbevölkerung heranrückten. Außerdem sei praktisch nicht mehr zu kontrollieren, wer alles mitmische, zumal die Regierung Hunderte, Tausende Kriminelle aus den Gefängnissen entlassen habe. Hinzu kämen die religiösen Extremisten, die aus dem Ausland eingeschleust würden. «Nein zur ausländischen Einmischung» sei schließlich auch ein Slogan der Bewegung gewesen, betont al-Sharaani und zeigt mir auf dem Laptop die Kalligraphie.

– Und was erwarten Sie vom Westen? frage ich.

– Nichts erwarte ich vom Westen, sagt al-Sharaani.

– Nichts?

– Ja, es wäre schon viel gewonnen, wenn der Westen gar nichts täte, statt die Muslimbruderschaft zu stärken, die den Nationalrat dominiert, und im Ausland Oppositionsfiguren aufzubauen, die die Lage vor Ort zu wenig kennen. Und gehören denn Saudi-Arabien und Katar nicht zum Westen, können Saudi-Arabien oder Katar irgendetwas tun ohne die Zustimmung des Westens?

– Sie meinen, der Westen läßt die säkularen Kräfte bewußt im Stich, damit die religiösen Kräfte die Oberhand gewinnen?

– Bewußt oder unterbewußt unterstützt die westliche Staatengemeinschaft jedenfalls ausschließlich Islamisten, sowohl im militärischen Widerstand als auch in der Exilopposition.

Später treffe ich al-Sharaani im Atelier seines Freundes Youssef Abdelké wieder, das in einem kleinbürgerlichen, dichtbesiedelten Viertel unweit der gefährlich gewordenen Bagdad-Straße liegt. Die genaue Adresse benötige ich nicht; es genügt, in einem der Geschäfte zu fragen, schon begleitet mich der Händler bis an die Tür, um dem berühmten Künstler selbst einen guten Abend zu wünschen. Großgewachsen, mit weißem Zopf und dichtem Schnurrbart, sticht Abdelké aus seiner Nachbarschaft auch äußerlich hervor. Die beiden Freunde platzieren mich auf ein Sofa und rücken links und rechts zwei Holzstühle heran, beide ungefähr im selben Alter, etwas über sechzig, ihr Französisch mit dem samtweichen Akzent der Levante, zwei Weggefährten, zwei langjährige politische Aktivisten, Abdelké lange Jahre im Gefängnis, el-Sharaani im Exil, auch zwei ehemalige Kommunisten – Ich bin immer noch Kommunist! ruft Abdelké dazwischen –, und sind voller Hoffnung, in ihrem Alter doch noch die Freiheit zu erleben, für die sie ein Leben lang gekämpft haben.

– Die Menschen haben die Angst verloren, sagt Abdelké: Das ist das Entscheidende – vierzig Jahre Angst sind vorbei.

Mit Waffengewalt könne sich das Regime noch eine Weile halten, aber auf Dauer nicht mehr gegen ein ganzes Volk regieren, zumal die Lähmung des Landes inzwischen schon so lange anhalte, die Unterdrückung derart brutal geworden sei, daß sich auch die eigene Klientel zunehmend abwende:

– Wir nähern uns dem Punkt, an dem das Überleben des Regimes niemandem mehr nützt.

Youssef Abdelké beteuert, nicht alle seine Bilder seien politisch geworden. Als er die jüngsten Arbeiten auf dem Boden des Ateliers ausbreitet, Zeichnungen von Tieren und Stilleben darunter, erkennt sein Freund al-Sharaani dennoch die Not und Spannung der gegenwärtigen Situation in jedem einzelnen Motiv wieder.

Zwei Sichtweisen

Es mag noch einen anderen Grund geben, warum das Informationsministerium meine Wege nicht verfolgt: Mein Hotel liegt im christlichen Teil der Altstadt, wo nun wirklich kein revolutionärer Wind weht, und soweit ein Ausländer ohne Schwierigkeiten an den Checkpoints durchgelassen wird, bewegt er sich in einer gesellschaftlichen Schicht, in der die Rebellen jedenfalls von einem Teil der Bewohner für Terroristen gehalten werden und die Opposition für das ungebildete, vom Ausland aufgewiegelte Volk. Um wieder nur eine von vielen ähnlichen Begegnungen zu schildern, sei der nette Ingenieur erwähnt, der aus einer der Vorstädte ebenfalls vor dem Krieg fliehen mußte, aber sich mit seiner Familie wenigstens das gute Hotel leisten kann, in dem ich wohne. Zweitausend Dollar habe ihn der Aufenthalt bereits gekostet, stöhnt er auf Englisch, zweitausend Dollar für Ferien in der eigenen Stadt, und nun habe auch noch seine Fabrik schließen müssen, weil die Anfahrtswege für Belegschaft und Lieferanten zu unsicher geworden seien; den Job sei er also ebenfalls los. Er sei Sunnit, habe weder etwas mit Alawiten zu schaffen noch besondere Sympathien für die Regierung, habe anfangs sogar mit den jungen Demonstranten sympathisiert, besonders die Korruption im Land ärgere ihn sehr. Aber nun habe er am eigenen Leib das Chaos erfahren, das die sogenannte Freie Armee anrichte, habe die bärtigen Fanatiker gesehen, ausländische Dschihadisten darunter, habe die fremden Sprachen doch gehört.

- Waren Sie denn noch zu Hause, als die Rebellen das Viertel einnahmen? frage ich.
- Nein, sagt der Ingenieur, wir waren schon geflohen, aber Nachbarn haben es uns berichtet, und Bilder gesehen haben wir auch.
- Im Fernsehen?
- Auch im Internet, sagt der Ingenieur und holt sein iPad hervor, um mir ein Video zu zeigen, auf dem langbärtige Männer mit Sturmgewehren durch eine Straße laufen. Er zeigt mir noch an-

dere Bilder, etwa Aufnahmen von einem zerstörten Krankenhaus, und fragt, welche Revolution denn Krankenhäuser zerstöre.

Als ich nachfrage, ob das Krankenhaus nicht auch von Regierungstruppen zerstört worden sein könne, legt der Ingenieur erst richtig los und klärt mich mit detaillierten Belegen, die ich nicht durchweg als abwegig abtun kann, über den Plan des Westens und der Golfstaaten auf, Syrien erst zu zerstören und anschließend nach eigenem Gutdünken wieder aufzubauen. Seine Frau, die neben ihm im Innenhof des restaurierten Altstadthotels sitzt, nimmt ihre Zigarre aus dem Mund und nickt:

- Sehen Sie denn nicht, fragt sie, daß Syrien zu einem zweiten Irak gemacht werden soll?

Es sind zwei diametral entgegengesetzte Erzählungen, die sich Damaskus dieser Tage in je verschiedenen Varianten erzählt und die nur eines gemeinsam haben: Jede neue Meldung, jedes neue Bild fügt sich nahtlos in die bestehende Deutung ein. Man muß nur einmal al-Dschasira und den syrischen Nachrichtenkanal nebeneinander sehen, ohne den jeweiligen Ton zu hören oder auf den Fließtext am Bildschirmrand zu achten – es sind die gleichen Aufnahmen von zerstörten Städten und weinenden Müttern, die als Beweis für die Barbarei des jeweils anderen Lagers angeführt werden. Manchmal male ich mir aus, die beiden säßen an einem Tisch, sagen wir der Schuster aus Meidan und der Ingenieur aus meinem Hotel, um ihre Argumente auszutauschen, dann höre ich von Familien insbesondere der Mittelschicht, in denen nicht einmal mehr Vater und Sohn, Bruder und Schwester, Gatte und Gattin ein Wort miteinander sprechen, weil sie die politischen Ansichten des jeweils anderen für falsch, mehr noch: für verbrecherisch halten.

Das Outsourcen des Terrors

Seltsamerweise ist der Umgangston an den Checkpoints, wo Staatsmacht und Bevölkerung im Alltag aufeinandertreffen, dennoch korrekt, oft sogar freundlich. Auch die Soldaten, mit denen ich in

einem Militärkrankenhaus in Damaskus spreche, wirken auf mich nicht wie finstere Gestalten, sondern ehrlich besorgt. Manche von ihnen erzählen anrührende, politisch durchaus ambivalente Geschichten, die nicht von einem Propagandaapparat vorgefertigt sein können. Der Fahrer, der mit großer Verve auf den Staat schimpft, kann dennoch mit dem Rekruten scherzen, der sich am Checkpoint ins Fenster beugt. Ich war oft genug in Ländern, in denen die Armee als Besatzungsmacht wahrgenommen wird, ich kenne die grimmigen oder ängstlichen Blicke, wo immer sich Soldaten und Zivilisten begegnen. Seltsamerweise sehe ich sie in Syrien nur selten.

Nur einmal höre ich schon bei der Anfahrt zu einem Checkpoint den Fahrer leise fluchen, und ich sehe, wie er sich umschaute, ob er noch wenden oder in eine Seitenstraße abbiegen kann, ohne Verdacht zu erwecken. Es ist auch keine gewöhnliche Kontrolle, weil dahinter ein Stadtteil liegt, in dem sich Rebellen verschanzt haben, und die Soldaten, die mit ihren Sturmgewehren auf das Auto zielen, sehen nicht aus wie gewöhnlich, sondern tragen zur Militärhose nur schwarze T-Shirts. Selbst ihr Körperbau sticht hervor, der Kommandant ist nachgerade fett, seine Soldaten auffallend groß und äußerst muskulös, und die düsteren Blicke zeigen noch vor den barschen Befehlen an, daß sie absolut nicht zum Scherzen aufgelegt sind. Komme, was wolle, soll ich auf keinen Fall meinen Mund auf tun, flüstert mir der Fahrer noch zu, da brüllt ihn der Kommandant schon an, was wir hier suchten. Der Fahrer stammelt etwas, von dem ich nur das Wort «verfahren» oder genau gesagt «Weg verloren» verstehe, schon fährt ihn der Kommandant an, daß er einen Wagen benötige. Zu Diensten, sagt der Fahrer, worauf sich vier Bodybuilder mit ihren Gewehren auf die Rückbank des iranischen Fabrikats zwängen, das wie ein Spielzeug aussieht und nur unwesentlich größer ist. Im ersten Moment bin ich froh, daß ich nicht Platz machen und also bei dem Kommandanten zurückbleiben muß.

Als die Soldaten zehn Minuten später ausgestiegen sind, flüstert der Fahrer «Schabiha», als sei allein schon das Aussprechen des

Wortes gefährlich: Hast du bemerkt, daß die Gewehre geladen waren? Nein, das habe ich nicht bemerkt, ich kenne mich mit den unterschiedlichen Stellungen von Gewehrverschlüssen nicht aus. Aber daß in dem Gedränge auf der winzigen Rückbank leicht jemand aus Versehen den Abzug hätte betätigen können, hätte der Fahrer nicht hinzufügen müssen.

Die Regierung samt deren Anhängern bis hin zu dem Ingenieur in meinem Hotel bestreiten vehement, daß es so etwas wie Schabiha-Milizen überhaupt gibt. Habe ich Beweise gefunden? Nein. Aber bemerkt habe ich und muß jeder bemerken, der sich an den Rändern der Stadt bewegt, daß ein bestimmter Typus des syrischen Soldaten sich in Kleidung, Körperbau und Mimik geradezu ostentativ von den regulären Truppen unterscheidet. Ob er sich Schabiha nennt oder nicht, ist vielleicht gar nicht so wichtig. Wichtiger ist, daß das eine Lager fest von der Existenz einer Regierungsmiliz überzeugt ist, die für nichts anderes da ist, als zu morden und zu plündern, das andere Lager hingegen die Existenz einer solchen Mörderbande für absurd hält, sie im Zentrum der Städte und den wohlhabenden Vierteln auch gar nicht wahrnimmt und deshalb für die Massaker und Plünderungen eine unheimliche, äußere Kraft verantwortlich macht. Das heißt, beide Lager fürchten sich vor einem Feind, der zum Äußersten entschlossen ist, und nehmen jede neue Gewalttat als Beleg für die Berechtigung ihrer jeweiligen Angst.

Man wird einwenden, daß die Existenz und auch die Verbrechen regierungsnaher Milizen hinreichend dokumentiert seien. Gleichwohl hält ein Teil der Syrer – viele Wohlhabende, viele Drusen, viele Christen, die große Mehrheit der Alawiten – eben deshalb am Staat fest, weil sie ihn in Gestalt der Regierung, der Beamten oder der regulären Truppen vielleicht als korrupt, aber gerade nicht als brutal wahrnehmen. Assad ist doch kein Saddam Hussein! – wie oft höre ich das während meines Aufenthaltes. Nein, das ist er nicht, weil Saddam Husseins Herrschaft wie so viele andere Tyranrien auf offener Gewalt beruhte, auf Hinrichtungen, die öffentlich verkündet wurden, auf Folterungen in den regulären Gefäng-

nissen oder Giftgasangriffen, die er nicht einmal zu verheimlichen suchte. Die Herrschaft Baschar al-Assads hingegen ist nicht zu verstehen, wenn man nicht das menschenfreundliche Antlitz ernstnimmt, das sie sich von Anfang an zu geben versucht hat – seien es die Auftritte mit seiner jungen, sympathisch wirkenden Frau inmitten der Stadtgesellschaft, die geradezu rituell gewordenen Ankündigungen, in einen Dialog mit der Opposition treten zu wollen, oder die wirtschaftliche Liberalisierung, die dem Land die Schöne Neue Welt der globalen Konsumgüter beschert hat. Indem der Staat den Terror gewissermaßen «outgesourct» hat an Milizen, deren Existenz er entschieden bestreitet, versetzt er die oppositionellen Teile der Bevölkerung in Angst und Schrecken und führt seinen Anhängern zugleich in den täglichen Abendnachrichten vor, wie erbarmungslos die Opposition im Fall eines Machtwechsels mit ihnen verführe. So bezieht das Regime seine Legitimation aus dem Radikalismus seiner Gegner, den es deshalb systematisch schürt. Mit wachsendem Erfolg: Daß die verwundeten Soldaten, zu denen ich im Militärkrankenhaus geführt werde, von der Roheit der Rebellen sprechen, mag ihnen eingebleut worden sein oder nicht; bei aller Perfidie der staatlichen Propaganda schwer vorstellbar erscheint hingegen, daß ihnen die groben Stichverletzungen erst im Leichenschauhaus zugefügt oder die Gliedmaße nachträglich abgetrennt worden sein sollen. Im Flur stapeln sich die Särge, weil in den Kühlkammern kein Platz mehr ist.

[...]

Mehr Informationen zu [diesem](#) und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de